

Nr. 160 Bydgoszcz, 16. Juli Bromberg 1939

Sensationsprozeß Casilla.

Roman von Hans Possendorf.

(27. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

21.

Die vor dem Gerichtsgebäude wartende Menge erfährt den Ausgang des Prozesses durch einen Reporter, der bereits eine Sekunde nach Verkündung des Urteils und als erster den Sitzungssaal verlassen hat. Auf der obersten Stufe der Freitreppe bleibt er für einen Augenblick stehen, formt die Hände zu einem Schalltrichter und brüllt mit seiner ganzen Lungenkraft: „Schuldig!! Peter muß sterben!!" — Beifallsgeheul und Händeklatschen antworten ihm.

Ein Teil des Pöbels versucht jetzt mit Gewalt, in den abgesperrten Teil der High-Street einzudringen, die am linken Seitenflügel des Gerichtsgebäudes entlangführt, denn da ist der Parkplatz für die Autos, und dorthin mündet auch die Nebenpforte, durch die, wie durch einen Bühnenausgang, die Hauptakteure des Dramas das Tribunal verlassen. Eine Schar Pressephotographen hat dort Aufstellung genommen, die Kameras „schußfertig" in den Händen.

Es vergehen noch Minuten, bis sich die Pforte öffnet. Dann blitzen die Scheinwerfer der Photographen auf: die Geschworenen, zum letzten Male von Polizisten eskortiert, treten im Gänsemarsch den Rückweg zu ihrem Hotel an, um von dort schleunigst zu ihren Familien heimzukehren. Auch sie werden mit Beifall überschüttet. Aber nur wenige von ihnen bringen ein mattes, verlegenes Lächeln zustande; die meisten schauen bedrückt vor sich hin, als hätten sie ein schlechtes Gewissen; zwei von den Frauen schluchzen noch immer. — Miß Webster ist überhaupt nicht dabei; völlig zusammengebrochen, liegt sie auf einer Bank des Sitzungssaales, wo sich ein Arzt um sie bemüht. —

Auch Richter Corbett wird bei seinem Erscheinen mit beifälligen Zurufen bedacht. Doch seine Miene bleibt unbeweglich — eisern.

Dann fährt der Gefangenen-Transportwagen vor. Die Photographen drängen einander beiseite, um ein Bild von Peter Roland zu erwischen. Nur wenigen gelingt es. Von zehn Polizisten umgeben und von Jonny geführt, ist der Verurteilte im Handumdrehen in dem düsteren fensterlosen Wagen verschwunden.

Unter der Menge auf dem großen Platz ist jetzt der Selbstmord von Vandegrifts Sekretärin bekannt geworden, was eine neue unbezahlbare Sensation bedeutet. Doch den Gaffern an der High-Street ist eine noch größere Sensation beschieden. Sie werden Zeugen eines einzig dastehenden Auftritts:

Staatsanwalt Adams wird an seinem Auto von Edith erwartet. Sie starrt ihm mit einem so haßerfüllten Blick ins Gesicht, daß er erschreckt die Augen niederschlägt und hastig murmelt: „Steig doch ein!" In demselben Augenblick trifft ihn ein fürchterlicher Schlag ins Gesicht. Mit Entsetzen sieht er, daß Edith eine Reitpeitsche in der erhobenen Hand hält. Noch ehe er recht begreift, was geschehen ist, trifft ihn ein zweiter Schlag: „Schuft!" — Er versucht, ihr Handgelenk zu packen, aber das ihm über die Augen rinnende Blut trübt seinen Blick. Ein dritter Schlag trifft ihn: „Schwein du!" — Jetzt haben sich ein paar Polizisten dazwischengeworfen, Edith gepackt und ihr die Peitsche entrissen. — „Nein, nein, lassen Sie das!" protestiert Adams und versucht, seine Frau ins Auto zu drängen. Aber sie wehrt sich aus Leibeskräften und ruft: „Führen Sie mich doch ab! Los! Führen Sie mich ab! Lieber ins Gefängnis als in das Haus dieses Schurken!"

*

Kurz nach halb ein Uhr nachts ist Peter wieder in seiner Gefängniszelle. Keinen Moment hat er die äußere Ruhe verloren. Er hat sogar vor, während und nach dem Todesurteil die Geschworenen scharf beobachtet und sich gezwungen, wie Menschen auf so lückenhafte Indizienbeweise hin einem Mitmenschen das Leben absprechen und zugleich, aus Mitleid mit ihrem Opfer, weinen können. Er hat Jonny auf der Rückfahrt zum Gefängnis Trost zugesprochen, als sei der Polizist der zum Tode Verurteilte. Er hat die Menge um den Zellenwagen toben hören, ihre maßlosen Beschimpfungen vernommen — und sich wieder gewundert. Und das alles hat er in einem sonderbaren traumhaften Nebel erlebt — und so, als ginge es ihn persönlich gar nichts an . . .

Der Gefängniswärter tritt ein: „Peter, kommen Sie! Sie sollen interviewt werden. Mindestens ein Dutzend Herren von der Presse warten auf Sie. Der Direktor hat seine Erlaubnis gegeben."

„Was? Was reden Sie da?" fragt Peter verblüfft.

„Sie müssen die Gelegenheit wahrnehmen, Mensch!" redet ihn der Wärter zu. „Vandegrift wird doch sicher Berufung einlegen. Da kommt es doch sehr auf die Stimmung an . . ."

Das seltsame Gespräch wird durch Vandegrifts Ankunft unterbrochen. Er will seinen Klienten erst allein sprechen. „Die Herren sollen sich noch ein paar Minuten gedulden", sagt er zu dem Wärter, der sich daraufhin zurückzieht.

Peters erste hastige Frage an Vandegrift ist: „Wer war die Frau, die vorhin Selbstmord verübt hat — die alles verraten hat?"

Vandegrift zögert einen Augenblick mit der Antwort. — „Es tut mir sehr leid", sagt er dann, „aber was kann ich dafür: — meine älteste und treueste Mitarbeiterin — meine Privatsekretärin Alma Galliver."

Peter stößt ein höhnisches, böses Lachen aus, als er Kenntnis von Alma Gallivers Verrat erhält.

„Während sie sich eine Kugel in den Kopf schoß", fährt Vandegrift fort, „hat sie schon in der Linken einen Brief bereit gehalten, einen an mich adressierten Brief. Hier ist er . . . Sehr wichtig für meinen Antrag auf Wiederaufnahme des Vrfahrens. Sie ist einem Kerl ins Garn gegangen, zweifellos einem Beauftragten von Sylvia. Er hat sich unter dem Namen Arthur Day an sie herangemacht, sich mit ihr verlobt, hat ihr alle Würmer aus der Nase gezogen und ist dann spurlos verduftet — nach Paraguay natürlich. Und diese dumme Gans . . . anstatt sich mir anzutrauen und als Zeugin hier auszusagen, schießt sie sich eine blaue Bohne in ihr aus dem Gleichgewicht geratenes Hirn! — Aus Reue oder aus verratener Liebe, das weiß der Teufel! — Aber haben Sie keine Angst, Roland, ich garantiere Ihnen . . ."

„Ich habe absolut keine Angst und pfeife auf dieses Todesurteil!" stößt Peter ungeduldig und wütend hervor. „Nie und nimmer werde ich auf dem elektrischen Stuhl enden! Und auch um Binnie habe ich keine Angst! Ich glaube nicht an ihren Tod! Ich will nicht daran glauben! Wer sagt denn, daß jener Kerl sie umgebracht hat? Ihre Tochter? Wie kann sie das wissen? Nur das weiß sie: daß die beiden, Binnie und jener Gangster, verschwunden waren, als sie mit ihrem gräflichen Gangster-Assistenten von der reizenden Verlobung aus den Büschen zum Camp zurückkehrte! Aber ich sage Ihnen: Binnie bringt man nicht so leicht um! Sie ist nicht umsonst in der südamerikanischen Wildnis aufgewachsen! Sie ist gewandt wie eine Katze und stark wie ein Bär, mißtrauisch wie ein Fuchs und — wenn es drauf ankommt — verschlagen und tückisch wie unsere Indianer. Warten wir mal ab, wer von den beiden den andern ins Jenseits befördert hat!"

„Dann hätte sie doch in den sechs Wochen, die seitdem vergangen sind, irgend ein Lebenszeichen, eine Nachricht gegeben", bemerkt Vandegrift kopfschüttelnd.

„An wen denn? An mich ins Gefängnis? Daß ich keine unzensierten Nachrichten im Gefängnis erhalte, kann sie sich an den zehn Fingern abzählen! Und sie weiß doch, daß ich nur im äußersten Notfall das Geheimnis ihrer Existenz preisgeben wollte."

„Aber an mich hätte sie doch ein Kabel senden können."

„Woher soll sie wissen, daß Sie wirklich mein Verteidiger sind? Von Jessie — natürlich. Aber wer sagt Ihnen, daß Binnie überhaupt Ihrer Tochter je voll und ganz getraut hat? — Daß sie nicht nach jenem Überfall sogar den Verdacht bekommen hat, daß Jessie zur anderen Partei gehörte — mit den Gangstern unter einer Decke steckte?"

„Aber dann wäre sie doch hierher gereist . . ."

„Wer sagt Ihnen, daß sie das nicht tut? Was sind sechs Wochen! Das ist ungefähr die normale Reisezeit von meinem Rancho nach Newyork. Und vielleicht hat sie gute Gründe gehabt, nicht die normale Route über Concepcion und Assuncion zu nehmen."

Vandegrift ist weit entfernt, Peters Optimismus in dieser Richtung zu teilen, aber er will ihn nicht ganz entmutigen: „Auch ich hoffe das alles, Roland. Aber ich kann meinen Antrag auf Wiederaufnahme nicht auf Hoffnungen stützen."

„Auf was wollen Sie den Antrag stützen, wenn nicht auf Binnies Existenz?"

„Die beiden Detektive werden morgen früh endlich nach Paraguay abfliegen und fünf Tage später dort eintreffen. Wir können also vielleicht schon in drei Wochen ein Kabel mit gewissen Resultaten ihrer Nachforschungen erwarten. — Dann ist, wie Sie wissen, Jessie vor drei Tagen in Buenos Aires an Bord gegangen. Sie muß also gegen Mitte Oktober hier sein. Da sie immer ihren Kodak bei sich hat, wird sie wohl auf dem Rancho auch Aufnahmen von Binnie gemacht haben, die sie bei ihrer Vernehmung als Beweis vorlegen kann. Vor allem aber . . ."

„Dann wollen Sie also noch über drei Wochen mit Ihrem Antrag auf Wiederaufnahme warten?" fragt Peter, nun doch etwas nervös werdend.

„Wo denken Sie hin! Das alles ist für meinen späteren zweiten Antrag — sozusagen das schwerste Geschütz, das wir erst zuletzt auffahren. Vorläufig habe ich genug andere Gründe für meinen Antrag: falsche Bewertung von Zeugenaussagen, geleistete Meineide — und eine ganze Liste von formalen Fehlern während des Verfahrens. — Dann will ich mir auch das Hotelzimmermädchen, die Hellemanns, noch einmal vorknöpfen, denn da lauert noch ein Geheimnis. Außerdem wird alles nur Mögliche getan werden, um den Arzt ausfindig zu machen, der die Einspritzungen . . ." Plötzlich bricht Vandegrift ab und sagt nach kurzem Schweigen: „Hören Sie, Roland, ich kann mich doch fest darauf verlassen, daß dieser Arzt wirklich existiert — daß er nicht eine Phantasiegestalt ist?"

Peter starrt Vandegrift verdutzt an: „W a s sagen Sie da? — Das ist ja reizend! Also sogar mein eigener Anwalt glaubt mir nicht?"

„Nein, nein, Roland", wehrt Vandegrift verlegen ab, „davon kann keine Rede sein. Wenn Sie es mir versichern. . . . Aber jetzt können Sie unsere Journalisten nicht noch länger warten lassen . . ." — und mit bissiger Anspielung fügt er hinzu: „. . . obwohl Sie jetzt, als zum Tode Verurteilter, eine fast ebenso interessante Persönlichkeit sind wie ein Filmstar."

*

Der mittelgroße kahle Besuchsraum des Gefängnisses ist durch ein Eisengitter in zwei Hälften geteilt. Auf der einen Seite dieses Gitters drängen sich die mit Notizbuch und Bleistift bewaffneten Zeitungsreporter, auf der anderen Seite stehen Peter, Vandegrift und zwei Wärter.

Peter wird mit so vielen Fragen bestürmt, daß er kaum weiß, wie er alle beantworten soll. Die ganze Szene empört ihn bis ins Innerste, aber er nimmt sich zusammen und gibt so freundlich und sachlich Auskunft, wie es ihm nur möglich ist. Er versichert nochmals, daß Binnie bis vor kurzem auf dem Rancho war, gibt auf Befragen ein Bild von ihrem Äußeren, ihrem Charakter, ihrem Leben. Er spricht von seinem kurzen nächtlichen Besuch bei seinen Eltern in Deutschland, von den Flug Dakar-Villa Cisneros . . .

Im allgemeinen sind die Fragen der Reporter vernünftig und sachlich. Aber es werden auch Fragen gestellt, die an Geschmacklosigkeit ihresgleichen suchen:

„Ist Binnie hübsch? Hat sie sex appeal?" — „Sind Sie in Binnie verliebt?" — „Glauben Sie wirklich, daß irgend ein Mensch an Binnie glaubt?" — „Warum verabscheuen Sie die Filmstars?" — „Welche Stars rechnen Sie zu den wirklichen Künstlern und welche zu den „Gänsen" und „Hohlköpfen"?" — „Zu welcher Klasse zählen Sie Greta Garbo und Clark Gable?" — „Was für Gefühle haben Sie bei dem Gedanken an Ihre Hinrichtung?"

Auf die letzte Frage erwidert Peter mit einem erzwungenen Lächeln: „Gar keine Gefühle — denn ich glaube nicht, daß man in Amerika einen Menschen auf so dürftige Beweise hin auf den elektrischen Stuhl schicken wird."

— — — — — — — — — — — — —

„Na sehen Sie wohl!" ruft Vandegrift, als die Interviewer endlich gegangen sind und klopft Peter lobend auf den Rücken. „Warum nicht gleich so? — Ich wette, daß Sie jetzt eine viel bessere Presse haben werden!"

Diese Hoffnung des Anwaltes soll sich freilich nicht erfüllen. Die durch Peters frühere Ausfälle Beleidigten und Bedrohten sind nicht so leicht zu versöhnen.

*

Vandegrift beschließt, den Weg vom Gefängnis bis zum Hotel zu Fuß zurückzulegen. Die kühle Nachtluft soll seine strapazierten Nerven ein wenig beruhigen.

In den Hauptstraßen der sonst um diese Stunden so stillen Stadt herrscht noch immer lebhaftes Getriebe. Niemand hat Lust, zu Bett zu gehen. Alle die aufregenden Ereignisse wollen ausgiebig beschwatzt werden.

Aber auf dem Church Square ist schon Ruhe eingetreten. Als sich der Anwalt dem Eingang seines dort gelegenen Hotel nähert — es ist kurz nach halb zwei Uhr nachts — löst sich eine weibliche Gestalt von einer dunklen Hauswand und stürzt auf ihn zu. Unwillkürlich tritt er einen Schritt zurück und greift in die Tasche nach seiner Waffe. Man kann nie wissen . . . es herrscht eine feind-

liche Stimmung gegen ihn . . ., einen Strahl Vitriol, zum Beispiel, ins Gesicht gespritzt zu bekommen, ist nicht angenehm!

„Ich muß Sie sprechen, Mister Vandegrift. Ich kann nicht länger schweigen!" ruft jetzt die Frau.

Nun steht sie direkt vor ihm, und er erkennt Margaret Hellemanns.

„Aha, aha — ich habe es ja gewußt, Miß Hellemanns", sagt Vandegrift, erleichtert aufatmend. „Nun, beruhigen Sie sich nur. Kommen Sie, wir gehen ein wenig auf und ab. Wir wollen im Hotel kein Aufsehen erregen. Und haben Sie keine Angst! Ich werde das schon deichseln mit Ihrer falschen eidlichen Aussage. Also erzählen Sie . . . Sie haben damals den von Roland angefangenen Brief gefunden — nicht wahr?"

„Ja, in einer kleinen Schublade des Toilettentischchens — erst am andern Tag, nachdem Roland schon das Hotel verlassen hatte — gegen Abend." Und nun erzählt sie mit von Reuetränen erstickter Stimme, was damals geschehen ist:

Als sie das zusammengeknüllte Papier fand, war Binnie bereits geraubt und der bisherige Mieter des Zimmers bereits im Verdacht, der Kidnapper gewesen zu sein. Neugierig glättete sie das Papier und las die wenigen Zeilen. Ihr erster Gedanke war dann, das Papier zur Polizei zu bringen. Aber sie traute sich nicht, allein hinzugehen, und bat ihren damaligen Bräutigam, einen stellungslosen Kellner, sie zu begleiten. Der aber kam auf eine andere Idee: das Schreiben im Sinne eines Erpressungsbriefes zu vollenden, es an Fernando Casilla abzusenden und 100 000 Dollar Lösegeld von ihm zu erpressen, — „Lösegeld" für Binnie, von deren Verbleib er ebensowenig wußte, wie jeder andere Mensch in Stockford und Bushy Hill. Aber im letzten Augenblick bekam er dann doch Angst, sich an den bezeichneten Rendezvousplatz zu begeben.

„Aber weshalb, zum Teufel, haben Sie . . . oder vielmehr hat Ihr Bräutigam den angefangenen Brief benutzt?" fragt Vandegrift, als Margaret Hellemanns ihren Bericht beendet hat. „Er hätte doch ebensogut einen ganz neuen Brief schreiben und sich die Mühe des Aufbügelns des zerknüllten Papiers sparen können."

„Ja natürlich, so hätte er's auch machen können", erwidert das Mädchen. „Aber er hat eben den angefangenen Brief benutzt — vielleicht weil er dann nicht mehr so viele Druckbuchstaben hinmalen mußte."

„Und wo ist Ihr damaliger Bräutigam jetzt? Wird er auch bereit sein, das alles auszusagen?"

„Oh, der ist lange tot — seit sieben Jahren schon. Wir haben uns auch schon ein paar Tage nach der Geschichte verkracht."

Der Anwalt bestellt das Mädchen für den nächsten Tag nach Newyork in sein Büro und gibt ihm Fahrgeld. Es verspricht fest, sich pünktlich einfinden zu wollen.

*

Den ganzen folgenden Tag über ist Vandegrift in seinem Newyorker Büro mit der Abfassung des Antrages auf Wiederaufnahme des Verfahrens beschäftigt. Er verhört die Hellemanns noch einmal genau, und ihre Aussagen spielen eine wesentliche Rolle in seinem Antrag.

Am Mittag trifft ein Telegramm von Jessie ein; es ist wieder in Vandegrifts Privat-Code abgefaßt:

Beim Anlegen in Rio erfahre soeben Todesurteil. Bin sicher, daß meine Aussagen Peter retten werden. Bin 14. Oktober Newyork.

Kurz darauf kommt ein Kabel aus Deutschland:

Mein Junge ist unschuldig. Retten Sie ihn! Abreise übermorgen Newyork. Erna Roland.

Und abends, kurz bevor Vandegrift seinen Antrag abschließt, kommt noch ein drittes Telegramm. Es ist in Sofia, in Bulgarien, aufgegeben und bringt eine Nachricht, die dem Anwalt von unschätzbarem Wert zu sein scheint:

Ich bin der Arzt, der die Einspritzungen gemacht hat. Brief folgt. Doctor J. J. Stepanoff.

(Fortsetzung folgt.)

Gartenzaun in hellblau.

Humoreske von Käte Biel.

Seitdem der Lokomotivführer Petersen im Ruhestand lebte, führte er ein heiter mit Gärtchen, Hühnerstall, Rundfunk und Zeitung ausgestattetes Dasein, in dessen beschauliche Stille nur das reinigende Wirken der Witwe Künnemann Spuren der Unrast hineintrug. Außer seiner Enkelin Erika, die bei ihm aufgewachsen war, besaß Herr Petersen keine Angehörigen. Leider stand Erika ziemlich weit von seinem Wohnort entfernt auf eigenen Beinen im Leben. Sie war Modezeichnerin.

Petersen war also überrascht, als Erika eines Tages völlig unangemeldet in dem kleinen Hause auftauchte und erklärte, diesmal wollte sie zwei Wochen in aller Stille bei dem Großvater verbringen. Petersen schob die Pfeife hin und her und sagte gerührt: „Hättest doch schreiben sollen. Wir hätten Kuchen für dich gebacken, Kindchen!"

Erika legte eine honigblonde Locke, die über das Ohr fallen wollte, zurück. „Das will ich ja gerade selbst, Großvater!" sagte sie herzlich. „Mal wieder Haushalt! Milchkochen, Gardinenwaschen, Backen, Gartenzäune malen, und überhaupt alles, was dazu gehört . . ."

Während der nächsten Tage bereitete Erika großartig verworrene Suppen aus Kräutern, räumte Schränke auf, nahm Gardinen ab, wusch sie und zauberte sie wieder an ihren Platz, badete den Hund, ging zwischendurch einkaufen, stopfte Bettwäsche und buk Pfannkuchen, kurz, obgleich sie ununterbrochen hübsch wie eine Reklame für Schönheitsmittel aussah: bildlich gesprochen dampfte sie vor Arbeitsbereitschaft wie eine mittlere Lokomotive. Dem Großvater wurde es unheimlich. „Was ist los, Kind?"

Erika wusch unter strömen'em Wasser Spinat. „Morgen kommt jemand, Großvater. Will mich heiraten!" Petersen wartete auf Weiteres, aber Erika hielt das Geständnis ihrer jungen Liebe für beendet.

Abends, als die Grillen zirpten und schwelgerisch süßer Geruch im Garten herrschte, erzählte sie endlich: „Er ist sehr nett, Großvater. Jeder findet ihn sympathisch. Nein, Lokomotivführer ist er nicht, nur Jurist. Aber er ist ziemlich schwierig. Er will nie das, was ich will. Er soll ja auch nicht immer nachgeben, nur manchmal. Ich habe ihm natürlich gesagt, daß ich ihn nicht heiraten möchte. Aber er erreicht ja alles, was er will. Nein, die Rechthaberei hat nichts mit seinem Beruf zu tun Großvater. Aber im Grunde war ich viel glücklicher, bevor ich Martin kannte!"

„Dann soll er doch nicht kommen!" sagte Herr Petersen fassungslos. Darauf ging Erika nicht ein. Sie seufzte nur beträchtlich. „Er tut alles, was er will. Ich sehe es ja schon kommen, er malt uns den Gartenzaun . . . Welche Farbe sagtest du, soll er haben? Grün? Na, paß auf, Martin malt ihn uns hellblau, und ich werde seine Frau!"

In Petersen loderte die Entrüstung auf. „Das eine wirst du ja wohl verhindern können, und das andere verhindere ich. Hellblau! Ist doch keine Farbe für einen Zaun! Da lachen ja die Hühner, von den Nachbarn ganz zu schweigen!" —

Am nächsten Tag lief Erika durchwärmt von Erwartung durch das ganze Haus. Das einzige, was Herrn Petersen Freude machte, war der Gedanke, daß sich kein Topf mit hellblauer Farbe in der Nähe befand. Den Gartenzaun würde man vor dem eintreffenden Mann also retten können, Erika allerdings . . .?

Kurz vor dem Nachmittagskaffee tauchte Martin Bühr auf. Er war groß und freundlich, hatte lebhafte Bewegungen, braunes Haar und geriet ohne die geringste Schwierigkeit in ein angeregtes Gespräch mit Petersen, während Erika anmutig und bescheiden den Kaffee auftrug und den selbstgebackenen Kuchen anbot. Das Männergespräch ging hin und her und schien schließlich des längeren bei Lokomotiven ausruhen zu wollen. Nach und nach wurde es Erika ein wenig langweilig, und so erhob sie sich mit der Angabe, sie wollte jetzt ein wenig im Garten sein. Und da lag sie dann im Liegestuhl, hübsch und reizend, und wartete. Sie wartete sehr lange. Endlich kamen Schritte.

Doch es war nicht Martin, es war der Großvater. Er setzte sich neben Erika in einen Sessel, und sein freundliches Altmännergesicht strahlte. „Von mir aus kannst du ihn nehmen!" sagte er glücklich. „Der erste Eindruck ist der zuverlässigste. Mir gefällt er. Tüchtig und klug und hat vernünftige Ansichten! Und er ist überhaupt nicht" — hier

blickte Petersen seine Enkelin kopfschüttelnd an — „rechthaberisch! Tut alles, was ich will. Hat beim Drogisten Hühnerfutter umgetauscht, ist zur Post gegangen, hat mir Briefmarken gekauft und eine Glühbirne besorgt, und jetzt ist er beim Eisenkrämer und kauft Scharniere für den Hühnerstall."

„Großvater!" sagte Erika fassungslos. „Du kannst ihn nicht wie einen Laufburschen hin und her schicken! Er hat ein eigenes Büro, und —"

Aber Petersen hörte nicht mehr zu. „Den behalten wir unbedingt in der Familie!" murmelte er und kehrte eilig in das Haus zurück.

Erika begann Unkraut zu jäten. Sie war sehr böse auf Martin! Kein einziges liebes Wort hatte er zu ihr gesagt.

Gegen Abend kam er endlich. „Dein Großvater ist ein Prachtmensch!" sagte er herzlich. „Wir haben viel über dich und meine Heiratsabsichten gesprochen, Liebling!"

Erika wollte mißtrauisch sein, aber immerhin vollbrachten an diesem Abend Mondschein, Blumenduft und Frühjahrswärme die übliche beruhigende Wirkung, und das Liebespaar war sich über alle Dinge der Welt in köstlicher Weise einig.

Am nächsten Mittag allerdings lagen sich die jungen Leute in der Nähe des Frühgemüses wieder in den Haaren.

„Die einzig mögliche Farbe für einen Gartenzaun ist grün", sagte Erika.

„Das ist eine Farbe unter anderen Farben! Ich kann mir auch weiße, braune und gelbe Zäune vorstellen."

„Vielleicht auch hellblaue, Martin? Du magst ein guter Jurist sein, aber von Gartenzäunen verstehst du nichts. Du willst immer mit dem Kopf durch die Wand!"

Martin Bühr betrachtete das hübsche Mädchen mit sanftem Lächeln. Er wußte, in dieser angenehmen Hülle lebt ein feurigzüngelnder Drache: der Widerspruch.

Als Erika am Nachmittag fröhlich vom Einkaufen zurückkehrte, das Netz voll küchenwichtiger Dinge, sank sie beinahe zusammen vor Schreck, denn der Zaun hatte sich nicht, wie es natürlich gewesen wäre, der Tönung des Grases und der Blätter angeschlossen, sondern machte spöttisch und hochfahrend mit der Himmelsfarbe gemeinsame Sache. Martin und der Großvater standen da, unterhielten sich, und unter ihren fleißigen Händen wurden die Holzlatten immer hellblauer. —

Während der nächsten fünf Tage sieht das Liebespaar durcheinander hindurch, als besäße es Astralleibe. Erika arbeitet im Haus, und Martin im Garten. Mitunter flirtet er ein wenig mit der jungen Tochter aus dem Nachbargrundstück, und fröhliches Lachen schallt bis zu Erika hin, die in der Küche mit bitterem Lächeln ihren Hausfrauenpflichten nachgeht. Als Martin einmal aus reiner Zerstreutheit versucht, sie zu küssen, geht sie mit stolzerhobenem Kopf an ihm vorüber, und er macht keinen Versuch, ihr nachzugehen.

Abends wandern die beiden Herren, in jeder Beziehung ein Herz und eine Seele, gemeinsam zum Stammtisch des Lokomotivführers, und Erika kann zu Hause Strümpfe stopfen und sich sagen, daß sie sich die Liebe so nicht vorgestellt hat. Sie wird die Modezeichnerin zur endgültigen Daseinserfüllung machen. Denn in einer harmonischen Ehe müssen beide Teile nachgeben können, und Martin bringt das einer Frau gegenüber eben nicht fertig. Deshalb sitzt Erika da, grämt sich und möchte weinen, denn die Namen Peter, Ingrid, Klaus und Ilse wären so hübsche Namen für Kinder gewesen. —

Einen Tag vor der Abreise Martins sagte Petersen, daß sie heute abend im Garten eine feine Bowle trinken wollten. Als Erika darauf in tiefer Bitternis erklärte, heute abend allein ins Kino gehen zu wollen, lachten die beiden Männer herzlich und wünschten ihr viel Vergnügen.

Mittags ging Erika betrübt im Garten spazieren. Hinter der hohen Hecke klangen Stimmen. Martin und die kleine Nachbarstochter spielten Ringtennis miteinander. Plötzlich schrie es hinter der Hecke auf. Der Reifen schien in den Bach gefallen zu sein. Jetzt begann für Erika eine Art Hörspiel, denn sehen konnte sie nichts.

„Er hat sich da festgehakt, Helga!" sagte Martins Stimme. Das Mädchen begann zu weinen. „Hol' ihn mir bitte!" Martin lachte. „Geht nicht, Helga! Meine Hose wird naß!"

Einen Augenblick blieb die Kinderstimme ruhig, dann sagte sie glücklich: „Du mußt die Hosen ausziehen!" Martin brach in ein Gelächter aus. Darauf blieb es still.

Zweifellos ging hinter der Hecke etwas vor. Zögernd suchte Erika eine Möglichkeit zum Durchblicken. Und dann — sie seufzte tief. Martin, das geht doch nicht! Da lagen seine Schuhe, seine Socken und seine Beinkleider säuberlich auf dem Trocknen, und ihr Besitzer watete eilig über den steinigen Grund in den Bach hinein. Er hatte weit mehr an sich, als dann, wenn er im Schwimmdreß war, aber wie sportlich und sicher wirkte er da, und wie rührend und komisch sah er nun aus, da er nacktbeinig in das Wasser watete und Helgas Reifen zurückbrachte.

Erika ging traumwandlerisch in das Haus zurück. Wie bezaubernd: Martin tat, was ein vierjähriges kleines Mädchen von ihm verlangte. Er konnte also doch nachgeben, wenn er wollte. In ihrem Herzen zitterte das Mitleid auf und weckte den Wunsch, Martins Lieblingsgebäck, Makronentorte, zu backen.

„Heute abend ist deine Verlobung!" sagte der Lokomotivführer Petersen und blickte kurz auf seine arbeitseifrige Enkelin. „Aber dich brauchen wir nicht dabei. Geh ruhig ins Kino!"

In diesem Augenblick kam auch Martin, elegant, selbstbewußt und wie verwachsen mit seinem braunseidenem Hemd und den beigefarbenen Hosen, herein. Erika fiel dem Überraschten ohne weiteres um den Hals. „Martin, du bist ein wunderbarer Charakter. Ich will mich auch bestimmt ändern . . ."

Und sie schob ihm zärtlich eine geschälte Mandel zwischen die Lippen, und er aß sie lächelnd und verriet nicht, daß sie ihm versehentlich eine bittere gereicht hatte. „Wenn du es nur einsiehst!" sagte er fröhlich und küßte zurück.

Petersen betrachtete das Bild sehr zufrieden. Er dachte daran, daß der Zaun jetzt wieder grün übermalt werden konnte. Martin und er hatten dem Gitter die hellblaue Farbe ohnehin nur vorübergehend zugedacht. Denn schließlich müssen Männer doch zusammenhalten gegen die Tyrannei der weiblichen Laune!





Sie: — „Glaubst du, daß es auf dem Mond Menschen gibt?"

Er: — „Nein, aber vorsichtshalber kannst du ja die Rouleaux herunterlassen!"

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.